

Dramatische Veränderungen in der Natur in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts

Wolfgang Stengele

Geschichte ist bereits das, was gestern geschehen ist.

Und es gibt nicht nur eine Geschichte der Menschheit, sondern auch die Geschichte der Erde, der Natur und die von Tier und Pflanze.

Der nachstehende Aufsatz soll einen Rückblick über die dramatischen Ereignisse in der Natur innerhalb der letzten 50 Jahre in unserem eng begrenzten Raum in der nördlichen Ortenau geben mit Schwerpunkt zwischen Hornisgrinde – Schliffkopf und Rhein. Ausgeklammert sind die gewaltigen Veränderungen durch die Rheinstautufen, die Kiesgewinnung und fast die ganze Wasser- und Vogelwelt.

Nichts in der Natur bleibt auf Dauer unverändert. Es waren zumeist die Klimaveränderungen, die die Pflanzenwelt und in deren Gefolge die Tierwelt veränderten. Ein Beispiel hierfür ist die letzte Eiszeit, bei der fast alles was damals bei uns gelebt hatte, ausgestorben ist oder über die Alpen nach Süden abgedrängt wurde. Der Vorgang der Rückwanderung dauerte Jahrtausende, da die Barriere der Alpen ein fast unüberwindliches Hindernis bildet.

Es ist ein Normalvorgang, dass Lebewesen aussterben. Man weiß, dass bereits 98 % aller Spezies, die jemals auf der Erde gelebt haben wieder ausgestorben sind.

Aber diese Vorgänge spielten sich in Jahrmillionen ab. Man rechnet durchschnittlich mit einer Lebensdauer von 4 Millionen Jahren je Art, mit Ausnahme bei den beiden Massensterben der Erdgeschichte durch Meteoriteneinschlag und in deren Gefolge durch Klimaveränderungen.

Heute jedoch geschieht das Artensterben beängstigend schnell in nur wenigen Jahren auch ohne Meteoriteneinschlag

- durch vom Menschen verursachte Klimaveränderung
- durch die Zerstörung von Lebensräumen durch den Menschen
- durch Verdrängung durch Eindringlinge, die vom Menschen verschleppt wurden
- und durch den sog. Kartenhaus- oder Dominoeffekt.

Dies bedeutet:

Blüht z. B. eine Pflanze durch Überdüngung drei Wochen früher, so finden der Falter und auch andere Insekten, die zeitlich zur normalen Blütezeit schwärmen, keine Nahrung mehr, das Insekt stirbt aus. Die Pflanze wird nicht mehr bestäubt, sie stirbt aus. Die Wirkung kann sich auch auf

weitere Bereiche in der Natur erstrecken, sodass ein ganzes Ökosystem wie ein Kartenhaus zusammenstürzen kann oder eben wie eine Reihe Dominosteine.

Aber auch die Tierwelt ist in der Lage, Veränderungen der Flora zu verursachen, z. B. durch Überweidung (Insekten, Nacktschnecken, Wild). Die größten Veränderungen verursachte in den vergangenen Jahrhunderten jedoch der Mensch durch die verschiedensten Nutzungsformen der Natur, teilweise erfolgten aber auch Bereicherungen durch eine schonende und sehr differenzierte Landwirtschaft. Heute jedoch wirkt die Übersiedlung, die Umweltvergiftung, die Monokulturen der Land- und Forstwirtschaft, der unersättliche Flächenverbrauch und auch die Globalisierung der Märkte für sehr schnelle und sehr gefährliche Veränderungen in der Natur, wie sie bisher in unserem kleinen Mitteleuropa, in dem rd. 200 Menschen/km² leben, unbekannt waren.

Man gewöhnt sich sehr schnell an diese zumeist nachteiligen Veränderungen und vergisst, wie es noch vor wenigen Jahren war. Deshalb sollen hier die Veränderungen in der Natur innerhalb der letzten Jahre, mit Schwerpunkt hier im Südwesten, aufgezeigt werden, bevor man alles vergisst, alles als gegeben hinnimmt.

Vor 50 Jahren lebten in BW rd. 5 Millionen Menschen. Heute, noch kein Menschenalter später, sind es 10 Millionen und der Druck wächst weiter, trotz des Geburtenrückgangs bei der deutschen Bevölkerung.

Vor 50 Jahren hätte man eine breite Autobahn durch das Achertal bauen können. Luftbilder aus dem Jahr 1952 belegen dies. Heute, 50 Jahre später, war es fast unmöglich, bei Kappelrodeck auch nur eine schmale Trasse für eine Umgehungsstraße zu finden, denn das ganze Tal war zwischenzeitlich durch ausufernde Siedlungen blockiert.

Dies soll hier nur erwähnt werden, um den Druck des Menschen auf die Natur zu veranschaulichen.

Mehr als 11 ha Land wurden in BW 2002 noch täglich verbaut, trotz der gegenläufigen Bemühungen der Naturschutzverbände.

Dazu kam die fortschreitende Industrialisierung, die „Landwirtschaftliche Revolution“, die totale Motorisierung des Verkehrs und die Umstellung der Heizungen auf Öl.

Vor Jahren musste die Mutter uns Kindern fast täglich mit ihrem Taschentuch irgendein Insekt aus dem Auge wischen.

Zu dieser Zeit war die Luft vom Frühjahr bis zum Herbst von einem Schleier Insekten verhangen.

Wenn Saison war, sammelten wir kiloweise Maikäfer als Hühnerfutter.

Aber ist es nicht grausamer, wenn man heute die Reste einer damals noch zu Myriaden vorhandenen Insektenwelt Nacht für Nacht immer und immer wieder bis zum Erschöpfungstod gegen die nächtliche Straßenbeleuchtung fliegen lässt.

Später, bis zu Beginn der Sechzigerjahre, waren die Windschutzscheiben der Autos noch so von zerplatzten Insekten verschmiert, dass es damals zum Service der Tankstellen gehörte, die Scheiben bei jedem Tanken zu waschen.

Im Gefolge dieser üppigen Insektenwelt als Futterquelle lebte eine für heutige Verhältnisse nach Art und Zahl nicht mehr vorstellbar reiche Vogelwelt, von der sich nur die Regenwurmverzehrer der Drossel- und Rabenvogelarten bis heute gut gehalten haben, und man kann sich nicht mehr vorstellen, welcher Artenreichtum winters an den damals noch an allen Häusern üblichen und reich beschickten Vogelfütterungen vorgeherrscht hat.

Dann kamen die Gifte, etwa 1950 wurde das neu entwickelte DDT erstmals großflächig eingesetzt, im Forst gegen Borkenkäfer, später gegen die Maikäfer. DDT wurde als völlig ungiftig und unschädlich bezeichnet. Heute weiß man, dass man damit fast die ganze Welt vergiftet hat. Als die Forstwirtschaft den Einsatz bereits reduzierte, kamen die „Insektizide, Pestizide, Fungizide, die Reihe der Unkrautvernichtungsmittel und Wuchsstoffhormone aller Art bis heute auf fast der gesamten Fläche der Landwirtschaft und des Gartenbaus, vor allem im Obstbau zum Einsatz.

Ende der 50er bis Ende der 60er gab es eine richtige Euphorie für jede Art Chemie. Als Extrembeispiel soll hier die Anwendung von „Tormona 80 und 100“ erwähnt werden. Man konnte damit sehr fein dosieren und damit das Wachstum der damals unerwünschten Buche hemmen. Der Vorgang nannte sich „künstlicher Frost“. All dies war wenig später verboten – trotz des schönen Namens der Mittel: „Wuchsstoffhormon“.

Sie sehen also, nicht die Vogelfänger Italiens und Afrikas und nicht unsere Jäger haben die Vogelwelt zerstört, sondern wir selbst waren es mit Gift, mit Monokultur, Schadstoffeintrag, Überdüngung, vor allem aber durch die Millionen Lichter, die heute die Nacht zum Tag machen.

Aber es ist nicht nur die Vogelwelt, die durch den Niedergang der Insekten leidet, es sind auch Frösche, Lurche, Reptilien, Fledermäuse und vor allem ist es die Pflanzenwelt, deren Bestäubung größtenteils an die Insekten gebunden ist.

Das Zusammenspiel der Abhängigkeiten innerhalb der Tierwelt und zwischen der Tier- und Pflanzenwelt war gestört und voller Lücken.

Das Wohlriechende Veilchen, die Kreuzschlüsselblume, die Trollblume, das Zittergras, die Silberdistel, die Arnika, die tausendfach blühenden und märchenhaft duftenden Sommerwiesen sind nur noch Erinnerung.

Wir hatten als Kinder kleine Steine in das Taschentuch gewickelt und die beschwerten Tücher in der Dämmerung hoch in die Luft geworfen. Die zahlreichen Fledermäuse ließen sich irritieren und flogen die Tücher an.

Heute sind dort die Fensterläden, die offenen Speicher, die Insekten und mit ihnen die Fledermäuse verschwunden. Mit ihnen verschwanden auch die Rauch- und Mehlschwalben aus den Städten. Sie sind selbst auf dem

Land heute seltener geworden. Früher waren selbst in den Kleinstädten an fast jedem Haus eine Serie Schwalbennester, auch noch vor 25–30 Jahren.

Die 1975 im Forst zugelassenen „Pflanzenschutzmittel“ waren zehn Jahre später bereits wegen ihrer erst nachträglich festgestellten Gefährlichkeit ausnahmslos aus dem Verzeichnis der erlaubten Forstschutzmittel gestrichen worden, und so ähnlich war es auch in der Landwirtschaft.

Ca. 50 % unserer Insektenarten sind in den letzten 50 Jahren ausgestorben. Mengenmäßig gibt es jedoch heute bei uns schätzungsweise nur noch 2 % des einstigen Bestandes an Insekten.

Ausgestorben oder akut gefährdet waren schon 2002 (lt. TA-Akademie) im Südwesten unter anderem 75 % der Amphibienarten, 47 % der frei lebenden Säugetiere, 38 % der Vogelarten und 38 % der Schmetterlinge.

An manchem Frühlingstag, besonders nach der Spritzung im Obstbau, ist die Luft fast frei von Insekten.

Aber nicht die Verluste im Bereich der Mikroflora oder der Kleinsttierwelt fällt auf, sondern der Verlust der größeren und auffälligen Exemplare.

Es war der Laubfrosch, der für uns Nichtbiologen sichtbar schon in den 50er-Jahren den Todesreigen eröffnete. Wir hatten ihn damals als Wetterpropheten im Weckglas missbraucht.

Warum er verschwunden ist? Wir wissen es nicht. Vielleicht war er das erste, weil empfindlichste Opfer des beginnenden Säureeintrags durch Schwefel, aufgefallen nur wegen seines reinen, frühlinghaften Grüns.

Anfang der 60er hatte man am Westabhang des Schliffkopfs als Waldgänger noch 1- bis 2-mal jährlich Begegnung mit Kreuzottern, heute nur noch, wenn man an den dem Eingeweihten bekannten Stellen gezielt danach sucht, obwohl das Gebiet zum national bedeutendsten Vorkommen gehört.

Vor 40 Jahren noch krochen die Feuersalamander zu Dutzenden sommers nach jedem Regenwetter über die Waldwege. Auch sie sind heute sehr selten geworden.

Zwischen Schliffkopf und Allerheiligen sah man – wenn auch bereits damals schon in wenigen Exemplaren, so doch noch regelmäßig – das Haselhuhn. Es galt bei uns bereits als ausgestorben. Der letzte Nachweis entstammte einem „Losungsfund“ an der Hornisgrinde, vor etwa vier Jahren. 2003 sah dann der örtliche Förster wieder ein einzelnes Exemplar, damals ein Hoffnungsschimmer.

1920 war das Rebhuhn noch in der Ebene und in der Vorbergzone hoch bis zum Sohlberg verbreitet. Es stieß dort mit dem Verbreitungsgebiet des Auerwildes zusammen.

Das Rebhuhn ist bei uns ausgestorben, sogar in der Rheinebene. Die Wiedereinbürgerungsversuche der Jäger schlugen fehl, da der Beutedruck des Raubwildes Fuchs, Marder, Wiesel und der Greifvögel und Rabenvögel zu groß war, übrigens für alle Bodenbrüter des offenen Geländes, z. B.



Achern – Gamshurst, Juni 2004

Flurbereinigung – die letzten Wiesen sind großen Ackerflächen gewichen, fast auch die letzten Apfelbäume; Flächenverbrauch – durch neue Industrie und vom Dorf getrennte Neubausiedelungen; Verkehr – die Autobahn der 60er-Jahre wird demnächst sechsspurrig; Baggerseen – Bereicherung oder Beschädigung der Natur? Wohl eher Ersteres.

den Wiesenbrütern Feldlerche, Kiebitz und vor allem dem Großen Brachvogel.

Der große Einbruch kam Mitte der 80er, zeitgleich mit dem Jagdverbot bzw. mit der Erschwerung der Jagd auf Elster, Eichelhäher und der Rabenkrähe.

Nur der robuste Auerhahn hält sich noch in zählbar geringen Exemplaren auf den Hochlagen zwischen Schliffkopf und Hornisgrinde, dank des intensiven Abschusses von Füchsen durch die Jäger in Seebach (400 in 10 Jahren).

Fremdeinwanderer, Neophyten

Ein weiteres Problem für die freilebende Flora und Fauna ist die zunehmende Störung unseres Ökosystems durch Einwanderer, verstärkt durch die Globalisierung der Märkte. Während die Verschleppung fremder Pflan-

zen und Tiere vor hundert Jahren zumeist durch Ausbrüche aus Zoos und durch Verpflanzungen aus botanischen Gärten sehr selten erfolgte, dringt seit Beginn des 20. Jahrhunderts eine Flut von Fremdlingen bei uns ein. Auffällig sind vor allem robuste und intolerante Neulinge, die sowohl durch Verdrängung als auch durch Schadfraß oder direkt als Krankheitserreger schaden. Sie sind oft sehr variabel in den Standortsansprüchen, genügsam und Kolonien bildend.

Zumeist vollzieht sich die Überfremdung schleichend, bei manchen Arten jedoch dramatisch schnell und mit tödlichen Folgen.

Es sind weniger die importierten Nutzpflanzen, sondern anspruchslose Wildpflanzen, die unser reichhaltiges, tolerantes Ökosystem durch Unduldsamkeit völlig aus der Bahn werfen.

Der Weg geht natürlich auch umgekehrt: Unsere Ratten z. B. erobern von Europa aus seit Jahrhunderten die ganze Welt bis zur entferntesten Südseeinsel und verursachen dort heillose Schäden, genauso unsere Karnickel.

Bei den Pflanzen, die bei uns eingewandert sind, ist es hauptsächlich die Kanadische Goldrute, der Japanische Staudenknöterich, der Sachalinknöterich, die Balsamine (das Indische Springkraut) und der Riesenbärenklau.

Die *Kanadische Goldrute* kam schon im 17. Jahrhundert in unsere Ziergärten. Sie wilderte später aus und steht heute auf großen Flächen auf den frischen bis trockenen Standorten der Rheinauen und des Rheinvorlandes. Ihr Siedlungsvermögen auf trockenen Standorten schädigt vor allem unsere reichhaltige Trockenflora, die sich heute überwiegend auf die regelmäßig gemähten Böschungen der Stau- und Hochwasserdämme zurückzog. Der Pflanze steht fast kein heimischer Nutzer aus dem Tierreich gegenüber. Sie wird deshalb auch nicht durch Verbiss eingedämmt. Das Problem wird deutlich durch die Tatsache, dass von den 429 in BW bekannten Wildbienenarten nur vier den Pollen der Kanadischen Goldrute nutzen. Die Verhältnisse sind bei den übrigen Neophyten etwa gleich.

Der nächste Störenfried, das *Indische Springkraut*, ursprünglich ebenfalls Zierpflanze und besser bekannt unter dem Namen „Balsamine“, war Mitte der 50er schon flächenhaft im ganzen Rheinvorland verbreitet.

Die Imker haben später für weitere Verbreitung bis in den Oberlauf der Schwarzwaldtäler gesorgt. Allein in unserem Bereich besiedelt die Balsamine ca. 1000 ha Fläche, meist wertvolle Auewald- und Uferbiotope, aus der unsere heimische Flora verdrängt wurde und die heute unserer heimischen Tierwelt (mit Ausnahme der Honigbienen) nicht mehr als Nahrungsquelle zur Verfügung stehen.

Anfang der 50er-Jahre wurde der *Japanische Staudenknöterich* in Wolfach zur Sicherung von Wegböschungen verwendet, wohl auch zur Ufersicherung. Dies führte an den Ufern von Kinzig, Wolf und Rench zu einem „Supergau“: Explosionsartig besiedelten die beiden Knötericharten die Flussufer mit noch andauernder Expansion und nicht mehr ausrottbar. Mit



Achern – Oberachern, September 1956

Achern und Oberachern sind noch nicht ganz zusammengewachsen und die Illenau liegt inmitten von Wald und Wiesen. Tausende Obstbäume stehen auf späterem Siedlungsgebiet. Noch sind die schmalen landwirtschaftlichen Parzellen reicher Lebensraum für Rebhühner, Fasanen und Feldhasen, samt einer heute nicht mehr vorstellbar zahlreichen Insektenwelt.

großem Aufwand versucht man heute der Lage Herr zu werden, aber auch jährlich mehrmaliger Schnitt dämmt die Pflanze nicht ein.

Sie überschreitet selbst angrenzende Straßen und dringt in die Wälder vor. Der *Riesenbärenklau* wird im Kreis Freudenstadt seit drei Jahrzehnten zum Problem, er ist aus dem Kaukasus zugewandert.

Nördlich von uns im Raum Bühl – Rastatt hat die Beimischung der *Kanadischen Traubenkirsche* zu den Pappeln etwa innerhalb der Zeitperiode 1950 bis 1970 auf hunderten Hektar bester Auewaldböden einen unlösbaren Wurzelfilz verursacht, der nie mehr aufzulösen ist und der die künftige Waldbewirtschaftung unerträglich verteuern wird.

Die *Scheinakazie (Robinie)*, ursprünglich in den USA beheimatet, ist seit dem späten Mittelalter mit ihren beiden Formen fast in ganz Europa

vertreten und hat mit ihrer Wurzelbrut ganz Süditalien teils flächendeckend, überzogen. Bei uns wurde sie früher zur Böschungssicherung auf Abtragsböschungen beim Eisenbahnbau angepflanzt. Sie wurde teilweise auch bei uns zum Problem.

Bei den Wildkräutern sind das *Knopfkraut* (Franzosenkraut) und die *Hundskamille* als Zuwanderer bekannt, aber es gibt noch eine Reihe weiterer unliebsamer Fremdlinge, die erst innerhalb der letzten fünfzig Jahre zu uns gekommen sind.

Extrem gefährlich im Hinblick auf Allergien beim Menschen und der Verdrängung der heimischen Flora ist die z. Zt. in der Ortenau einwandernde „*Ambrosia*“, die leicht mit Beifuß zu verwechseln ist.

In der Tierwelt sind zumeist Auswilderungen, Ausbrüche oder Aussetzungen für die Einwanderung ungebeter Gäste verantwortlich.

Der *Nutria*, ein amerikanischer Sumpfbiber, schädigt seit fünfzig Jahren die Schilfbiotope im Rheinvorland und ist bei uns an den Altrheinarmen des Ortenaukreises vorhanden.

Und der *Waschbär*, der sein stärkstes Vorkommen vor 30 Jahren hatte, wurde vor Einführung der Mülltonnen durch die damals üblichen Abfallsäcke aus Plastik bis in den hintersten Seebach gelockt. Er hatte noch vor wenigen Jahren einen Schlaf- und Kletterbaum und die Aufzucht seiner Jungen im Illenauer Waldfriedhof. Er wird vor allem für die Gelege der Freibrüter gefährlich.

1890 wurde aus dem östlichen Nordamerika der *Kamberkrebs* durch einen Fischzüchter eingeführt, da er auch im verhältnismäßig schmutzigen Wasser noch leben konnte. Er eroberte ganz Europa und brachte die Krebspest mit, die zwei unserer drei mitteleuropäischen Krebsarten zum Aussterben brachte. Nur unser Steinkrebs konnte in ganz sauberem Wasser in kleinen Resten überleben. Genau in diese sauberen Wasser wandert seit wenigen Jahren im Raum Bühl, Baden-Baden der Kalikokrebs ein, ebenfalls ein Amerikaner, der vermutlich einem Aquarium entwichen ist.

Der für unsere Gewässer ganz extrem gefährliche Ochsenfrosch wandert z. Zt. von Norden her in den Ortenaukreis ein. Fischbrut, Froschlaich, Kaulquappen und sogar Küken von Enten gehören zum Speiseplan des Riesenfrosches. Fischer und Naturschützer haben im Bereich Karlsruhe bereits die Jäger um Hilfe gebeten. Der Frosch soll übrigens gut schmecken.

Aber auch die einheimischen Nacktschnecken wurden nach der Störung des Ökosystems bei uns zur Landplage, verstärkt durch die seit ca. 10 Jahren eingewanderte Spanische Nacktschnecke.

Ab 1980 begann die Massenvermehrung der Nacktschnecken, etwa zeitgleich mit dem Aussterben der Feldhühner und anderer Wiesenbrüter.

Infolge dieser Schneckenplage begannen die noch spärlich verbliebenen Wiesen völlig in den Arten zu verarmen. Alles, was schmeckte und krautig war, wurde aufgefressen. Selbst die früher auf jeder Wiese in Massen



Kappelrodeck, September 1956

Noch ist die Landschaft nicht zersiedelt. Intensiver Obstbau prägt das Tal fast bis mitten ins Zentrum des Dorfes. Die schmalen Grundstücke werden auch unter den Bäumen vielseitig landwirtschaftlich genutzt. Aber das die gesamte Tierwelt zerstörende Mulchgerät und der großflächige Einsatz der Chemie warten schon auf ihren Einsatz.

wachsenden Margeriten sind selten geworden, ebenso gehen die ökologisch so wertvollen Brennesselbestände zurück.

Man sieht hier ganz klar die Zusammenhänge:

>Füchse = < Feldhühner = > Schnecken = < Wiesenblumen.

Somit trägt ein reiner Fleischfresser die Mitschuld am Rückgang unserer Wiesenblumen.

Neu eingeschleppte *Schädlinge und Krankheiten* haben die Natur und die Nutzung der Natur ebenfalls schwer belastet.

Hier sollen nur die wirtschaftlich und ökologisch wichtigsten genannt werden, die zur ständigen Plage wurden, ohne Aussicht, das Übel jemals wieder loszuwerden.

Man denke nur an den Kartoffelkäfer, der 1940 bei uns noch völlig unbekannt war.

Seine Verbreitung erfolgte während des Krieges. Wir mussten schulclassenweise nach diesem Unhold suchen, damals noch ohne Erfolg.

Es folgten dann

1960	Blauschimmel	Pilz am Tabak
1970	Möhrenfliege	Insekt
1980	Feuerbrand	Bakterium an Kernobst
1980	Lauchminiermotte	Insekt
1980	Eska	Pilz an den Reben
1980	Varoa-Seuche	Milbe an den Bienen
1985	Maiszünsler	Insekt
1985	Krautfäule	Pilz (Phytophthora) an Kartoffeln und Tomaten
1995	Gnomonia	Pilz an den Kirschen
1995	spanische Nacktschnecke	Weichschnecke
2000	Stengelälchen	Insekt an der Zwiebel
2000	Miniermotte	Insekt an den Rosskastanien
2000	Maiswurzelbohrer (im Elsass)	Insekt

Seit 20 Jahren schädigen verschiedene Pilze den Qualitätsweizen, teilweise ein spezielles Problem des warmen Rheinklimas. Und momentan bedroht der Chytridpilz, ein Hautpilz, der bei den Amphibien zum Massensterben führt.

Wacholder-Prachtkäfer, Lindenwanze und der asiatische Marienkäfer sind weitere Neuankömmlinge in der Ortenau.

Vor 1950 waren bereits wirtschaftlich schlimme Schäden entstanden durch: Krebspest, Reblaus, Ulmensterben und Douglassenschütte.

Eine weitere Pflanzenschädigung wird bei Getreide gemeldet: Zum Schutz vor der zunehmenden UV-Strahlung wird bereits an zwei Sorten Wintergetreide empfohlen, eine Schutzschicht aufzubringen, eine beängstigende Vorstellung.

Aber auch der Mensch direkt bleibt nicht verschont. Ganz neu ist die Einwanderung neuer Arten der Stechmücken aus dem Mittelmeerraum.

Mit den entsprechenden Gefahren. Boreliose, vor 30 Jahren noch fast unbekannt, erobert sich seitdem Bundesland um Bundesland und hat sich, besonders in unserem Raum, zur Geißel aller Freiluftberufe entwickelt. Dasselbe gilt für den Eichenprozessionsspinner. Er verursacht extrem heftige allergische Reaktionen der Haut. Die etwa 1980 eingewanderte Platanen-Netzwanze dagegen beschädigt nur den Lack des Autos. Dagegen verursacht die aus dem Balkan stammende Schafzecke das der Grippe ähnliche Q-Fieber.



Großweier, Sasbachried, September 1956

Der kleine See ist längst verlandet und die winzigen Parzellen wurden zusammengelegt. Zwischenzeitlich führt eine neue Straße nach Unzhurst. Und die gut sichtbare neue Kaserne hat bereits einen Teil des Gemeindewaldes aufgefressen. Die Kasernen sind schon wieder abgerissen und einem neuen Industriegebiet gewichen. Entlang der Feldwege sind einzelne Obstbäume zu erkennen unter denen die Bauern einst gevespert und ihr Vieh angebunden hatten.

Nicht weniger problematisch sind *Abfälle, Luft- und Wasserverschmutzung*. Das Problem Abfall gehört zu den entscheidenden Faktoren, die die Natur negativ beeinflussen. Europaweit fallen jährlich 2 Milliarden Tonnen Müll an. Beginnend 1949 expandiert die Verpackungsindustrie bis heute.

Deutschland ist rohstoffarm und so gab es während der Kriegs- und Besatzungszeit keine Verpackung für den normalen Bedarf. Milch wurde offen in der Milchkanne geholt, Mehl, Zucker und Salz im Mehlsäckchen, Brot in der Einkaufstasche und viel mehr gab es nicht. Leere Zahnpastatuben wurden wieder eingesammelt, selbst ausgekämmte Haare wurden gesammelt. Die Zeitung diente als Toilettenpapier. Dementsprechend leer waren die kleinen Müllgruben.

Dies sollte sich jedoch rasch ändern. Seit 50 Jahren zunehmend wird jedes Produkt immer aufwendiger in Plastik, Kartonage und Styropor verpackt.

Produkte und Verpackung zusammen brachten es schon vor 30 Jahren auf ca. 30.000 chemische Verbindungen, die jahrzehntelang zunächst auf Gemeindeebene, ab 1973 auf Kreisebene in Mülldeponien landeten und dort heute teilweise eine tickende Zeitbombe für unser Grundwasser bilden.

Bei der ab 1980 zunehmenden Müllverbrennung in der Anlage Straßburg weiß niemand, wie viele Reaktionen die 30.000 vorhandenen Verbindungen in dieser damals noch sehr einfachen und wenig gefilterten Anlage bei der Verbrennung zusätzlich entstanden sind. Und noch weniger ist bekannt, mit welchen Folgen.

Weit offensichtlicher waren die Folgen, als die Klärschlämme schrittweise ab rd. 1955 nicht mehr zur Düngung in der Landwirtschaft, teilweise in der Forstwirtschaft oder bei den Stadtwerken für Stadtgas verwendet wurden, sondern anfangs noch ungeklärt in unsere Gewässer abgeleitet wurden. Gefahren für das Grundwasser und die vermehrte Beimischung industrieller Abwässer machten die bisherige Verwendung zunehmend problematisch.

Die einst glasklaren Bäche, Flüsse und Seen, die einst Trinkwasserqualität hatten, wurden zu toten, stinkenden Abwässern und es sollte ein halbes Jahrhundert dauern bis die ersten Lachse im – noch lange nicht sauberen Rhein – wieder überleben konnten.

Noch heute traut sich niemand in Dreisam und Ill zu baden.

Das alte Sprichwort: „Wasser über sieben Stein ist wieder rein“ hatte dieser Verschmutzung nicht standgehalten.

Seit 30 Jahren beginnt nun ein weiteres Abfallproblem: Gras, ein landwirtschaftliches Produkt und Grundlage für die Viehzucht, einst sehr begehrt, wurde in Teilen der landwirtschaftlichen Betriebe plötzlich zum Abfall.

An Acher und Rench wurden sowohl in der Vorbergzone als auch in den hinteren Tälern ab den 50ern 40 Jahre lang plantagenmäßig Kirschbäume zur Erzeugung des berühmten Schwarzwälder Kirsch gepflanzt. Dies geschah leider zunehmend ohne Grasnutzung. Schon zu Beginn der 70er wurde deshalb der Messerbalken vom Mulchgerät abgelöst.

Seitdem wird auf diesen Flächen jedes Lebewesen, das nicht fliehen kann, totgeschlagen.

Artenverarmung und Nitratbelastung des Grundwassers sind die Folgen. Mit dem Rückgang der Vieh- und Milchwirtschaft vergrößerten sich in der Rheinebene die Flächen des Ackerbaus. Die ökologisch wertvollen Wiesen verschwanden bis auf kleine Reste zugunsten großflächiger Monokulturen aus nur einer Pflanze: Mais. Auf Gemarkung Linx mit 450 ha landwirtschaftlicher Fläche gäbe es ohne die Anpachtungen der Jäger nicht mehr einen Quadratmeter Wiese.

Die Chemie der Maisflächen belastet die Natur schwer.

Das einzige Ereignis, an dem die Bevölkerung passioniert teilgenommen hat, ist das *Waldsterben*, eine Folge der Luftverschmutzung.

Bäume sind die größten sichtbaren Lebewesen der Erde. Sie werden auch am ältesten. An ihnen konnte deshalb die Erkrankung am ehesten und am deutlichsten erkannt werden.

Die folgenden Vorgänge beziehen sich auf den Westabhang von Schliffkopf und Hornisgrinde. Das Waldsterben begann dort bereits vor 40 Jahren, als auf den hochgelegenen Grenzertragslagen der Landwirtschaft die alten Kirschbäume abstarben.

Fast gleichzeitig – Mitte der 60er-Jahre starben auf den mageren Sandsteinstandorten oberhalb von 900 m die alten Tannen in einem sehr kurzen Zeitraum von nur ca. 4 Jahren ab.

Dies alles wurde noch als natürlicher, wenn auch zu rasch erfolgender Vorgang betrachtet. Unmittelbar darauf starben oberhalb von 700 m alle Forlen-Überhälter ab, d. h. bis Mitte der 70er waren alle alten Kiefern, die noch eine weitere Waldgeneration überleben sollten, bereits tot, auch die auf den nährstoffreicheren Granitstandorten.

Ein unerklärliches Absterben der Wipfel zwischenständiger, mittelalter Tannen, die so dringend für den Auf- und Umbau der Bestände zur Umstellung auf einen höheren Tannenanteil benötigt wurden, begann unmittelbar anschließend.

Zeitgleich wurden die ersten Nadelverätzungen an der Fichte sichtbar, der Beginn einer großflächigen Erkrankung der Fichte mit Schwerpunkt 700 m (Inversionsgrenze) und 900–1000 m und überall dort, wo Licht, Wärme, Nährstoffe und Wasser Mangelware sind. Später, ab ca. 1980, erkrankten Buche und Eiche, jedoch nicht im selben Maß wie die Nadelhölzer.

Jetzt jedoch begann eine Hysterie. Prognosen sagten den Tod des gesamten Bergwaldes innerhalb von 5 Jahren voraus. Es kam glücklicherweise nicht so schlimm.

Wir haben es unserem alten Landwirtschaftsminister Weiser zu verdanken, dass seit fast mehr als 20 Jahren Mittel für Düngungen zur Pufferung des Säureeintrags auf Waldböden zur Verfügung stehen. Dies war eine wirkungsvolle Behandlung des Patienten, leider keine Beseitigung der Ursachen.

Zwischenzeitlich waren jedoch Maßnahmen im Bereich der Gesetze und Verordnungen erlassen worden, die die Situation entspannten, u. a. die Großfeuerungsanlagenverordnung und die Einführung des Katalysators.

Die Schwefelemission sank auf die Hälfte, was sich augenblicklich an den wieder häufiger wachsenden Pilzen zeigte. Zur schlimmsten Zeit lag die Versauerung der Böden stellenweise bei 2,2 Ph, einem Säuregrad, der dem der Essigsäure entspricht. Unser Gebiet war besonders hart betroffen.

Wir haben auf dem Buntsandstein die ärmsten Böden des Landes, dort fehlt es auch trotz hoher Niederschläge an Wasser und auf den Hochlagen

an Wärme, und Straßburg, in dessen Abluft wir liegen, hatte damals die schlechtesten Luftwerte von ganz Frankreich.

Düngung ist aber keine Lösung, sondern nur Behandlung; es müssen sich die Verhältnisse ändern. Erst jetzt, nachdem sich alles so dramatisch zugespitzt hatte, erhielt das Unfassbare einen Namen. Man durfte in Fachkreisen ursprünglich nur von Walderkrankung, dann von einem „Tannensterben“, später erst von einem Waldsterben sprechen.

Bedingt durch die großflächige Düngung der Wälder können jedoch heute in unserem näheren Bereich keine großflächig absterbende Wälder mehr vorgezeigt werden, es sei denn, auf den wenigen unbehandelten Vergleichsflächen.

Die Katastrophe war trotzdem groß genug, zumal der Schaden auch den Bereich des Trinkwassers berührte.

Als Gesamtresumee kann man mit vorsichtiger Prognose sagen: Wenn sich die gegenwärtigen Verhältnisse nicht ändern wird es künftig ohne Düngung in unserem regionalen Bereich oberhalb von 600 m keine gesunden Wälder und keine wie bisher so alten Bäume mehr geben. Dies trifft vor allem auf die Tanne zu.

Wald

Unabhängig von dieser Katastrophe erlebte der Wald stete Veränderungen:

Man muss sich die Wälder der Vorbergzone noch vor über 100 Jahren als sehr vorratsarm, also sehr locker und bis zum letzten Grashalm, Heidelbeerbusch, Farnkraut und bis zur Laubstreu genutzt vorstellen. Wald war in jeder Hinsicht Rohstoffquelle. Anders als in den Privatwaldungen herrschte auf den höheren Lagen der größere Waldbesitz vor mit sehr gepflegten Fichte-Tanne-Buche-Wäldern und vereinzelt Kiefern. Erste Fotografien dokumentieren ihre hervorragende Pflege.

Ende des 19. Jahrhunderts ergaben sich in der Vorbergzone Veränderungen durch den großflächigen Anbau von Esskastanien im Acher- und Renchtal zur Gewinnung von Gerbstoffen. Der Bereich wurde damit zum größten Anbaugebiet der Esskastanie nördlich der Alpen. Umfangreiche Reste dieser Wirtschaftsform sind heute noch vorhanden.

Schon früher erfolgte die Verbreitung der Fichte wegen ihres hohen Nutzholzanteils und ihrer Anspruchlosigkeit, vor allem auf den Hochlagen.

Die Verbreitung der Fichte in den unteren bis mittleren Höhenlagen erfolgte hauptsächlich auf Kosten der Buche, die bis ca. 1970 wie Unkraut bekämpft wurde, eine Folge der bisher noch im Denken verankerten Reinertragslehre. Auch die Latsche wurde zugunsten der Fichte zurückgedrängt.

Sie nimmt heute nur noch die höchsten Kammlagen ein.

Die alten Förster waren noch nach dem Krieg stolz auf die Entwässerungsgräben im Hochmoor samt der folgenden Fichtenaufforstungen auf

dem Vogelkopf, die heute aus Gründen des Naturschutzes und zum Schutz des Auerwildes wieder entfernt werden.

Große Veränderungen im Landschaftsbild ergaben sich auch aus der Aufforstung alter Weidberge oder deren Überlassung an den natürlichen Bewuchs. Die letzten großen Weidberge existierten noch vor 50 Jahren in Sasbachwäldern auf der Brandmatt, auf der Schwend, im Wahlholz bei Allerheiligen und im Hubersloch bei Ottenhöfen. Dieser Letztere wird heute noch aus Landschaftsgründen als solcher gepflegt.

Wacholderheiden, durchsetzt mit einzelnen Stechpalmen und einzelnen Fichten, mussten so zumeist reinen Fichtenwäldern weichen.

Die letzte große, schlagartige Veränderung erfolgte durch den Orkan „Lothar“, der uns neben einer gestörten Forstwirtschaft vorübergehend großflächig Aussicht von den Schwarzwaldhöhen in die Rheinebene gewährte, wie sie wohl seit einem Jahrhundert nicht mehr gegeben war. Dieser „Lothar“ veranlasst aber auch zum Umdenken.

Unser Wald war im Laufe der Jahrzehnte immer dichter, aber auch wirtschaftlich wertvoller geworden.

Das Landschaftsbild hatte sich verdunkelt. Es wurde zum richtigen Schwarzwald. Nun war urplötzlich alles verändert.

Es gab aber auch bewusst herbeigeführte Veränderungen, nämlich die *Eingriffe in die wildlebende Tierwelt*.

Anders als die zumeist negative Veränderung der Tierwelt durch die Umwelt wurden beim jagdbaren Schalenwild bewusst und geplant gewaltige Bestandesreduzierungen vorgenommen.

Nach der Rückgabe der Jagden, die von den Besatzungsmächten beschlagnahmt waren, Zug um Zug ab ca. 1950, setzte bei den Jägern eine Hegementalität ein, die die Wildbestände rasch wieder auf Vorkriegsniveau anwachsen ließen.

Dies wurde vom Waldbesitz wegen der hohen Wildschäden jedoch auf Dauer nicht mehr geduldet. Mitte der 70er-Jahre sah man abends auf der „Urselmatt“, einer Waldwiese im Unterwasser bei Ottenhöfen, Abend für Abend ca. 20 Rehe und 5–7 Stück Rotwild.

Heute sieht man dort kein Wild mehr, weder Reh noch Hirsch.

Unter dem Druck des Ministeriums musste – nur um *ein* Beispiel zu nennen – das Forstamt Obertal auf seiner Staatsjagd gegen Ende der 70er-Jahre innerhalb von nur drei Jahren 450 Stück *Rotwild* erlegen.

Das Rotwild als weiträumiges Herdentier zog sich daraufhin aus den Westabhängen des Nordschwarzwaldes und der Moos fast ganz in seinen Kerneinstand ins hintere Murgtal zurück.

Anfang bis Mitte der 60er war auch Gamswild in den Allerheiligenwasserfällen, am Karlsruher Grat und an den Eckenfelsen. Nach starken Abschüssen im Kerngebiet Feldberg – Zastler, zog es sich zurück bis in den Raum Hausach im Kinzigtal.

Der Kampf des Waldbesitzes und des Naturschutzes, der eine gewisse Artenverarmung der Flora befürchtet, gegen das robuste und nicht so leicht verwundbare Rehwild dauert noch an, mit Erfolg, denn auch Rehwild nimmt mancherorts stark ab.

Anders sieht es bei den *Wildschweinen* aus. Nach einer ersten Vermehrung in der Nachkriegszeit hielt sich das Schwarzwild nach starker Bejagung nur in Restbeständen bis vor etwa 10 Jahren. Der intensive Maisanbau in der Rheinebene schuf jedoch die Voraussetzungen für eine Massenvermehrung der Wildschweine bisher nicht bekannten Ausmaßes. Nun droht die Schweinepest, die sich für landw. Schweinezuchtbetriebe tödlich auswirken würde. Die Jäger stehen deshalb seitens der Landwirtschaft in der Pflicht, das Schwarzwild scharf zu bejagen. Dies um so mehr als die Vermehrungsraten durch die Hormonaufnahme im Mais heute extrem hoch ist. Schon Überläuferbachen im zweiten Lebensjahr können Frischlinge bekommen, was vor Jahren nicht üblich war.

1945 begann von Osten her die *Wildtollwut* mit jährlich ca. 40 km in Deutschland vorzudringen.

Als sie in den 60ern BW erreicht hatte, wurde die Vergasung aller Fuchs- und Dachsbauten durch die Veterinärbehörde angeordnet. Betroffen wurde vor allem der harmlose *Dachs*, der sich im Gegensatz zum *Fuchs* tagsüber stets im Bau aufhält. Es sollte 30 Jahre dauern, bis sich der Dachs von diesem Schlag erholt hatte.

Seit ca. 20 Jahren wird der Fuchs gegen Tollwut geimpft, was ebenfalls schwerwiegende Folgen hat, nämlich die explodierende Fuchspopulation. Sie ist Hauptgrund für den Rückgang des Hasen, der Feldhühner und der Wiesenbrüter.

Beim Fuchs haben die teils verbrecherischen Aktionen des „militanten“ Flügels des Tierschutzes vor 30 Jahren dazu beigetragen, die Pelzpreise zu zerstören und damit die Bejagung des Fuchses nicht mehr lohnend zu machen. Ein ganzes Handwerk, das des Kürschners, starb dabei aus.

Landwirtschaft

Das Kriegsende brachte der Landwirtschaft große Veränderungen. Während zuvor der Reichsnährstand zur Sicherung der Ernährung auf nationaler Ebene die Hand schützend über den Bauernstand hielt, unterlag die Landwirtschaft nach der Zwangswirtschaft der Besatzungszeit zwar nicht dem Weltmarkt, aber die Weltmarktpreise bestimmten die ganze zwischenzeitliche Entwicklung entscheidend bis heute.

1949 kostete der Dz. Weizen 42, DM, der Stundenlohn des Arbeiters lag bei 1,- DM.

Heute liegt der Dz. Weizen bei 10,- Euro und der Stundenlohn bei 15 Euro.

Vergleichsweise zu 1949 müsste heute der Dz. Weizen 630,- Euro kosten bei gleichem Verhältnis zu den Lohnkosten wie 1949.

Aus diesem Grund war die Landwirtschaft zu einer rücksichtslosen Rationalisierung gezwungen, mit ebensolchem Einsatz von Technik und Chemie, um zu überleben.

Gleichzeitig schwand die Bedeutung der Eigenversorgung der Höfe, die eine reiche Vielseitigkeit der landwirtschaftlichen Produkte gesichert hatte, und machte in großen Monokulturen den marktgängigen Erzeugnissen Platz.

In der Praxis heißt dies: Wo früher Hafer, Gerste, Weizen, Rüben, Klee, Kartoffel und Wiesen, zuvor noch Mohn, Flachs, Hanf und Tabak in kleinflächiger Mischung standen, wachsen heute zwischen Kappelrodeck und Achern Kirschanlagen in endloser Monokultur und draußen „im Land“ nicht endende Maisäcker, wobei die Vielseitigkeit von Flora und Fauna auf diesen Flächen verloren war.

Voraussetzung für die Umstellung war teilweise die Flächenzusammenlegung durch die Flurbereinigung. Allein dieser Flurbereinigung fielen z. B. auf Gemarkung Renchen ca. 2000 alte Hochstamm-Obstbäume zum Opfer.

Schwerpunkt dieser „Landwirtschaftlichen Revolution“ waren die 70er-Jahre.

In den hinteren Tälern, wo der Mechanisierung durch das steile Gelände Grenzen gesetzt sind, ist seit Jahren eine zunehmende Bewaldung der ertragsarmen landwirtschaftlichen Grundstücke im Gang.

Selbst auf den am stärksten bewaldeten Gemarkungen des Ortenaukreises wie Lierbach mit 91 % und Peterstal mit 83 % gibt es Bestrebungen, sich die Arbeit leichter zu machen und aufzuforsten, ein verständlicher Wunsch.

Im Einzelnen sind es vor allem die Unkrautvertilgungsmittel, die die weite Palette der Wildkräuter vernichtet.

Es ist der Verlust der Grasflächen zugunsten der Ackerflächen, die zu meist nur eine einzige Wirtschaftspflanzenart beinhaltet.

Es ist der großflächige Einsatz der Mulchgeräte, der jedes nicht fluchtfähige Tier tot schlägt.

Es ist das Gras, das teilweise zum Abfall wurde und als solches das Grundwasser durch Nitrat gefährdet.

Es sind die Spritz- und Düngemittel, die einen Teil des Trinkwassers belasten, alles Dinge, die man eben vor 60 Jahren noch nicht kannte und die heute das Einkommen des Landwirts sichern helfen, einem Berufsstand am Existenzminimum, der in den letzten 50 Jahren Einkommenseinbußen hinnehmen musste, die sonst nirgendwo so stillschweigend hingenommen werden mussten.

Dies muss man eben zu dieser für die Natur so nachteiligen Entwicklung auch sagen.

Es gab aber auch kleinere Katastrophen: Hunger für den Fuchs, als die Mülltonnen kamen und damit die Abfallhaufen verschwanden und als die Hühnerhaltung und die Hausschlachtungen aufhörten.

Auch den Spatzen ging es schlecht, als die Hühnerhaltung hinter jedem kleinen Bauernhof aufhörte und der Weizenanbau vom Mais abgelöst wurde. Die Körner waren den kleinen Vögeln einfach zu groß.

Schluss

Es soll hier keinesfalls Weltuntergangsstimmung verbreitet werden.

In unserem eng begrenzten BW ist jedoch ein Teil der Natur, also ein Teil der Welt innerhalb der letzten 50 Jahre bereits untergegangen.

Dazu ein Größenvergleich: Anlässlich des „Weißen Sonntags“ 1940 bestand das Festessen eines Bekannten aus Großweier aus 600 Paar Froschschenkeln. Und das war nicht das einzige Festessen an diesem Tag.

Heute vergeht manches Jahr, an dem man auch in Großweier nicht einen Wasserfrosch mehr sieht.

Aber es gibt auch positive Fakten:

Bei den Behörden hat seit ca. 25 Jahren ein Umdenken begonnen, allen voran bei den Wasserwirtschaftsämtern mit Renaturierungen, Böschungspflanzungen und Fischtreppe, bei den Forstämtern mit der naturnahen Waldwirtschaft bei hohem Laubholzanteil und dem fast völligen Verzicht auf Gifte und selbst bei den Flurbereinigungsämtern, die heute harte Eingriffe wie in den 60er/70er-Jahren vermeiden, wohl auch unter dem Druck der Öffentlichkeit. Heute, vierzig Jahre später, würde eine Terrassierung des Kaiserstuhls nicht mehr geduldet werden.

Der Schwefelgehalt der Luft hat sich im Verhältnis zum Stand 1975 halbiert, unsere Pilze wachsen deshalb wieder einigermaßen.

Seit etwa 30 Jahren werden Sonne und Wind als Energiequelle genutzt.

Der Naturschutz hat sich in der Bevölkerung verankert und vor allem: die Natur ist regenerationsfähiger als erwartet.

In der Gesetzgebung erfolgten bedeutende Veränderungen zugunsten der Natur, ersichtlich im neuen Naturschutzgesetz.

Bei all dem Negativen der vorstehenden Zeilen sollten wir jedoch nicht vergessen, dass das was uns verblieben ist, diese Restnatur, immer noch ein großes Wunder ist.

Vielleicht ist der vorstehende Aufsatz aber auch geeignet, uns bewusst zu machen, dass man Geschichte nicht von der Gegenwart abtrennen kann, auch nicht von unserer Zukunft.